

Schwung sich zum Mittelscheitel hochwellenden Haarlocken – eine unverkennbare Verwandtschaft mit den weiblichen Statuen der Straßburger Westfassade zeigt und d. h. ja zu unbezweifelbar von Paris beeinflussten Werken der gleichen Stilstufe. So erweist sich – mindestens was die beiden besprochenen Stücke angeht – die Auffassung von der Vorbildlichkeit der „Vierge dorée“ als eine der genauen Nachprüfung nicht standhaltende „fable convenue“. Die stilkritische Erforschung der französischen Skulptur des späten 13. und 14. Jhs., das zeigt schon ein solcher Einzelfall, steckt noch in den Anfängen.

Willibald Sauerländer

DIE TAGUNG UND BESICHTIGUNGSFAHRTEN DER DENKMALPFLEGER IM JUNI 1962 IN NIEDERSACHSEN UND MITTELDEUTSCHLAND

Die diesjährige Tagung der bundesdeutschen Denkmalpfleger fand vom 24. – 28. Juni in Niedersachsen statt. An ihr nahmen 38 Denkmalpfleger der Bundesrepublik und als Gäste 18 Denkmalpfleger aus der DDR, Dänemark, Italien, Jugoslawien, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz teil.

In der turnusmäßigen Mitgliederversammlung – Mitglieder der Vereinigung sind lediglich Ämterchefs, also die Landesdenkmalpfleger der Bundesrepublik – wurde u. a. eine neue Geschäftsordnung beschlossen, die es ermöglicht, auch „Gäste, die in der Denkmalpflege tätig sind oder waren“, zur Teilnahme an den Tagungen aufzufordern. Da die jährlichen Zusammenkünfte hauptsächlich dem Erfahrungsaustausch vor dem instandgesetzten oder in Instandsetzung begriffenen Denkmal dienen, erscheint es wichtig und wertvoll, den Kreis der Teilnehmer über die in den Denkmalämtern Tätigen hinaus auch auf praktische Denkmalpfleger etwa der Schlösserverwaltungen oder der Städte zu erweitern. – Ein wichtiger Besprechungspunkt der Mitgliederversammlung in Hildesheim war auch die unbedingt notwendige höhere Einstufung der beamteten Restauratoren, die im Benehmen mit dem Museumsbund erreicht werden soll, um hochqualifizierte Künstler und Techniker in den Werkstätten der Ämter halten zu können.

Kultusminister Voigt der Landesregierung von Niedersachsen gab den Denkmalpflegern einen Empfang, zu dem auch S. Exzellenz der Bischof von Hildesheim, der Landessuperintendent sowie die Spitzen der staatlichen und städtischen Behörden erschienen waren. Kultusminister Voigt bekannte sich in seiner Begrüßungsansprache zum Gedanken der Denkmalpflege, die er als geradezu lebenswichtig bezeichnete. Auch sei die Erhaltung der Denkmäler wichtige Voraussetzung für die neue Gemeinschaft Europas, dessen gemeinsame Kultur sie repräsentieren. – Wie es bereits bei den Kunsthistorikertagungen üblich wurde, sprachen auch die Denkmalpfleger die Öffentlichkeit an mit einem Vortrag des niedersächsischen Landeskonservators Professor Dr. Oskar Karpa, der über die „Grenzen und Möglichkeiten der Denkmalpflege“ sprach.

Diese Überschrift könnte auch über den Besichtigungen der Denkmalpfleger gestanden haben, als sie die bei jedem Objekt in anderer Weise zu bewältigenden Probleme

erörterten. Niedersachsen hat durch den Krieg besonders gelitten und gerade in dem fast ganz zerstörten Hildesheim den Wiederaufbau von Denkmälern höchsten Ranges bewältigen müssen. Der Gedanke drängt sich auf, wieviel die Denkmalpflege als wissenschaftliche Disziplin an neuen Erfahrungen und Erkenntnissen gerade diesem Wiederaufbau teilzerstörter Monumentalbauten des Mittelalters verdankt und dadurch als Wissenschaft und Aufgabe ein völlig neues Gesicht bekommen hat. In den geruh-sameren Zeiten vor dem Kriege konnte sich die praktische Denkmalpflege auf die Erhaltung einer überkommenen Substanz beschränken, sie brauchte nur „konservieren“ und nicht „restaurieren“. Nun aber machte schon die Notwendigkeit der praktischen Wiederbenutzung von teilzerstörten Kirchen, Rathäusern usw. einen Wiederaufbau unumgänglich notwendig und er konnte nichts anderes sein als ein Wiederherstellen.

Doch schon der zuerst durchgeführte Wiederaufbau des Domes zu Hildesheim ließ keine wörtliche Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes, nämlich so, wie er vor der Zerstörung am 22. März 1945 bestanden hatte, zu. Die Wölbung wie die Nordwand des Langhauses waren zerstört. Daß man mit ihrem Wiederaufbau nicht auch die spätbarocke Stuckausstattung wiederhergestellt hat, war naheliegend und richtig. Der Vergleich mit dem Wiederaufbau des Würzburger Domes, dessen Wiederherstellung im letzten, also barocken Zustand der Berichtersteller seit fünf Jahren mit Nachdruck verfehlt, liegt nahe. Der Fall liegt aber dort ganz anders als hier: In Würzburg war der Stuck in Querschiff und Chor fast ganz erhalten, im Langhaus zum Teil abgenommen und geborgen, und dabei von höchster Qualität; in Hildesheim war der Stuck nur noch im Oberteil der Südwand erhalten und bei weitem nicht von so hohem Rang. In Würzburg ein mit Backsteinen völlig neu aufgebautes Mittelschiff, dessen Reromanisierung Neuromanik gewesen wäre, in Hildesheim aber sind die großartigen romanischen Pfeiler und Säulen mit ihren alten Kapitälern tatsächlich zum größeren Teil erhalten. Hier war die Wiederherstellung des romanischen Zustandes – soweit als möglich – zwingend und die richtige Lösung. Wer den unausweichbaren Grundsatz jeder Denkmalpflege als ebenso zwingend anerkennt, daß man nur Denkmäler halten und erhalten kann, die noch einen lebendigen Zweck erfüllen, der mag als Historiker die Beseitigung des Renaissance-Lettners bedauern, wird aber die liturgische Notwendigkeit zu diesem Schritt respektieren. Und man wird anerkennen müssen, daß dieses bedeutende Werk des Joh. Brabender von 1546 sehr würdig in einer Nebenkappelle des Domes, und zwar den Raum beherrschend, aufgestellt worden ist.

Weit schwieriger, da problematischer, war der Wiederaufbau der ebenfalls weitgehend zerstörten ottonischen Michaelskirche. Daß rechtzeitig vor der Zerstörung die berühmte Holzdecke mit der einmaligen romanischen Bilderbemalung sachgemäß abgenommen und geborgen werden konnte, mag als Glücksfall gewertet werden, sollte aber doch auch als Verdienst der verantwortlichen Denkmalpfleger gebucht werden. Zweifellos sind im letzten Kriege manche unnötigen Verluste, verschuldet durch mangelnde Entschlossenheit und Tatkraft, eingetreten, über die aus begrifflicher menschlicher Rücksichtnahme geschwiegen wird. – Diese Michaelskirche war nun in

dem Zustand, in dem sie zerstört worden ist, ein durch Reduktion des Westchores im Barock veränderter Torso mit baulichen Zutaten des 19. Jahrhunderts. Wenn man schon dieses Baudenkmal mit ungeheuren Kosten wiederherstellt, soll und darf man es in der zufällig nach mancherlei Schicksalen bis 1945 gewordenen und dabei eben verstümmelten, die großartige ottonische Schöpfung verfälschenden Gestalt tun? Oder sollte man versuchen, wieder auf diese zurückzugehen. So ein Versuch bedeutet aber immer ein überaus kühnes Unternehmen, dessen Ende nicht abzusehen ist. In unserem Falle war aber in den Jahren, als die Ruine scheinbar hoffnungslos dalag, Zeit und Muße zu genauen baugeschichtlichen Untersuchungen, die erst die wissenschaftliche Voraussetzung für den Wiederaufbau, ja für die positive Beantwortung der Kardinalfrage, ob eine Wiederherstellung des bernwardinischen Baues überhaupt möglich ist, brachte. Wer schon vor ähnlichen Situationen als Denkmalpfleger stand, wundert sich immer nachher noch, mit welchem an Waghalsigkeit grenzenden Mut er solche Entscheidungen treffen konnte – ohne die aber nie eine solche gewaltige, für die ganze deutsche Kunst geradezu geschichtliche Leistung möglich gewesen wäre wie der gelungene Wiederaufbau dieser Michaelskirche. Freilich konnte dann bei der Durchführung nicht alles bis ins Letzte eindeutig geklärt werden und es ging nicht ohne Zweifelsfälle und Bedingtheiten ab – wie die Gestaltung der Ostapsis. Belanglos ist dann auch, gemessen am Ganzen, ob der Farbton der Architekturbemalung in allen Einzelheiten gelang.

Bei der dritten großen romanischen Kirche in Hildesheim, S t . G o d e h a r d i , zerstörte der Krieg das nördliche Seitenschiff. Auf Grund akut auftretender statischer Schäden, hervorgerufen durch geologische Veränderungen des Grundes, mußten der Obergaden des Langhauses auch im Süden abgetragen und durchgreifende architektonische Sicherungsmaßnahmen eingeleitet werden, die die Beseitigung des Putzes und damit auch der 1861/67 von Michael Welter geschaffenen Ausmalung erzwangen. Um so wertvoller ist es, daß schon vorher Welters Ausmalung im Chor, Umgang und Querschiff erhalten, ergänzt und instandgesetzt worden ist. Welters Malerei fußte sicher auf vorhandenen Resten der Romanik. Seine spätromantische Kunstweise, die in der Ausmalung der Wartburg, aber auch in der farbigen Dekoration des Torbaues und des Sängersaales zu Neuschwanstein einen Niederschlag gefunden hat, verdient die Erhaltung wenigstens eines Teils seines Hauptwerkes in Hildesheim.

Die glückliche Wiederherstellung der berühmten mittelalterlichen Kirchen Hildesheims bildet einen gewissen Trost angesichts des Verlustes eines einmaligen S t a d t b i l d e s , einst gefeiert wegen seiner herrlichen Straßenzüge von Fachwerkbauten. Mag auch einiges Wenige wiederaufgebaut worden sein, so hat man doch den Eindruck, daß nach dem Kriege bei der durch Entsetzen und Hoffnungslosigkeit hervorgerufenen Lähmung der geschichtsbewußten Kräfte die Verkehrswütigen auf der einen und manche doktrinär modern eingestellte Architekten auf der anderen Seite es verhindert haben, daß mehr „wieder“ aufgebaut worden ist, in erster Linie das K n o c h e n h a u e r a m t s h a u s . Die technische Möglichkeit dazu war gegeben, sogar das Geld in Form privater Stiftungen lag dazu bereit, aber jener uns Deutsche so häufig



Abb. 1 Fragment einer Figur in pontificaler Gewandung. La Charité-sur-Loire

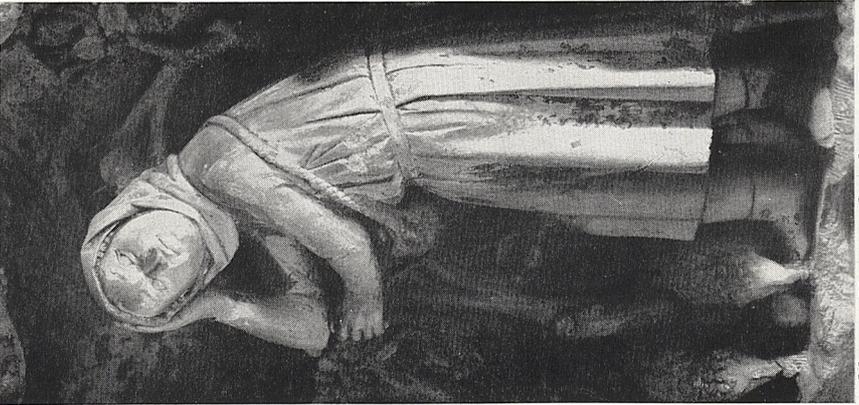


Abb. 2a Hirtenverkündigung, Fragment vom Lettner, Chartres, Kathedrale

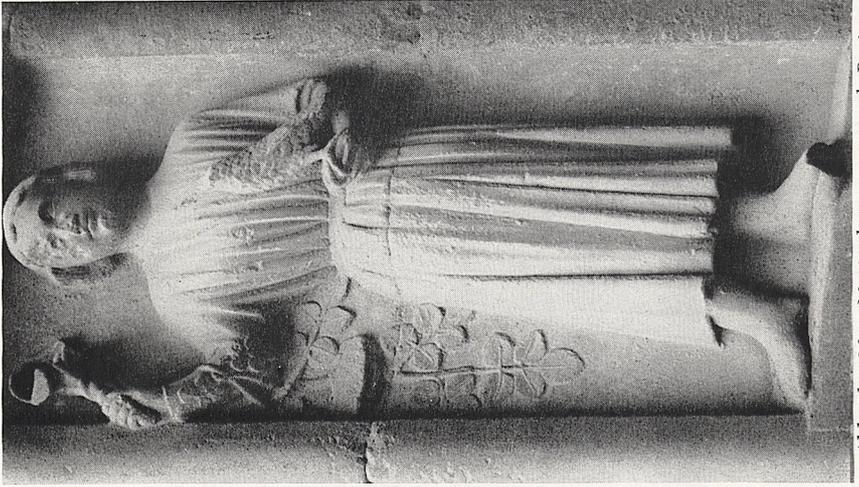


Abb. 2b Mai, Marienkrönungsportal, Paris, Notre-Dame



Abb. 3a Emmaus. Lettner. Bourget-du-Lac



Abb. 3b Prophet. Rehties Westportal. Reims. Kathedrale



Abb. 4 Madonna. Saint-Amand-des-Pas, Friedhofskapelle

belastende unduldsame Geist verhinderte aus Prinzipienreiterei eine „Kopie“. Man schüttelt darüber schon heute den Kopf, wie wird erst eine spätere Generation darüber urteilen!

Im Verlauf der dreitägigen Besichtigungsfahrt, die großenteils dem Weserlauf folgte, sahen die Denkmalpfleger mit Freude und Genugtuung, daß Niedersachsen gleichwohl noch alte Städte mit dem für diese Landschaft so typischen Fachwerk ziemlich unversehrt sein eigen nennen kann, wie H a m e l n , H a n n o v e r s c h - M ü n d e n oder – noch am unberührtesten – D u d e r s t a d t oder B a d G a n d e r s h e i m . Überall versicherten die Bürgermeister, daß sie ihre Stadtbilder wie ein unersetzliches Kleinod schützen und hegen wollen. Duderstadt hat sogar ein Ortsstatut ausgearbeitet, das man als einen idealen Modellfall für die Denkmalpflege ansprechen kann. Aber überall wurden auch die Schwierigkeiten aufgezeigt und erörtert, wie man so ein altes, meist mittelalterliches Stadtgefüge den Bedürfnissen des Verkehrs und der Geschäftsleute anpassen kann, zum Teil durch den Druck des Stadtrats anpassen muß. Das aber bedeutet in den meisten Fällen große Schaufenstereinbauten – der starkwortige bundesdeutsche Wunderstil verlangt „Schaufenster-Fronten“ –, was alles gleichbedeutend ist mit Verlust des architektonisch so wichtigen Sockelgeschosses, zugunsten seiner Auflösung in einen möglichst substanzlosen Glaskäfig. Wehe, wenn die Freunde des Kaufmanns A im Bausenat des Stadtrates ein Projekt durchgeboxt haben! Die Kaufleute B bis Z folgen nach und alle haben dann gleich große Schaufenster-„Fronten“, womit das konkurrierende Ausstechen zwar gegenstandslos geworden ist, aber das Straßenbild, manchmal das ganze Stadtbild, ist gestört, zuweilen auch zerstört.

Ein anderes großes Sorgenkind der Denkmalpflege sind die S c h l ö s s e r . Der Adel, soweit er gesund ist, hängt an seinen Edelsitzen und bringt dafür große Opfer, die H ä m e l s c h e n b u r g ist dafür ein Beispiel. Häufiger sind aber leider die Fälle, in denen die Bodenreform oder andere Umstände eine alte Familie dazu zwingen, sich ihres durch ständige Reparaturkosten zu kostspielig gewordenen Besitzes zu entledigen. Ein Glück, wenn er dann in die Hände eines kapitalkräftigen und verständnisvollen Liebhabers kommt, wie das herrlich inmitten eines Parks am Ufer der Weser gelegene Renaissance-Wasserschloß H e h l e n . Dort konnten die Denkmalpfleger auch sehen, wie die Dächer mit den für diese Landschaft so typischen Sollingsteinen gedeckt werden. Manche Schlösser wechseln öfters den Besitzer, wie das nun von der Gemeinde angekaufte Schloß B e v e r n . Gewiß ist immer noch das beste, ein Schloß wird von der öffentlichen Hand erworben; aber auch dann bestimmt die Finanzkraft der Gemeinde, ob man das kostspielige Objekt zu einem Museum machen kann oder für Wohnungen verwenden muß, als Altersheim einrichten oder die Räume an eine Speditionsfirma vermieten. In Hannoversch-Münden ist der glückliche Fall gegeben, daß die Stadt das Schloß zur Aufnahme ihrer Sammlungen bestimmt hat – hier ist auch bei dem stärkeren Fremdenverkehr ein regerer Besuch und damit eine gewisse Rentabilität möglich. Zuweilen muß man noch froh sein, wenn ein kapitalkräftiger Geschäftsmann so ein Schloß aus Liebhaberei kauft als Jagd- oder Sommersitz, und man

wird dann selbst weitgehende denkmalpflegerische Konzessionen zuweilen nicht vermeiden können, um nur den Baukörper noch als solchen zu retten (Neuhau s).

Der Rahmen dieses Berichts verbietet es, auf alle besichtigten Objekte einzugehen – darunter befand sich auch als hessische Enklave die Klosterkirche von Lippoldsb erg, deren gelungene Instandsetzung der hessische Landeskonservator vorführen konnte. Erwähnt sei die Klosterkirche von Amelungsborn, deren evangelischer Abt, Prof. Dr. Mahrenbach, die Teilnehmer in dem nun völlig hergerichteten Gotteshaus begrüßte. Ein schwer zu lösendes Problem erwartete die Denkmalpfleger bei der großen und eindrucksvollen Klosterkirche von Bursfelde, in der eine spätere Zeit das zeitweise als Scheune verwendete Langhaus durch Verbauung von dem heute allein gottesdienstlich genutzten mächtigen Chor trennte. Der Gedanke liegt nahe, dem gewaltigen Bauwerk wieder seine ursprüngliche Einheit zu geben: aber nicht nur die geradezu enormen Mittel, die ein derartiges Unterfangen beanspruchte, weit mehr die vielen baugeschichtlichen Ungereimtheiten, deren Klärung doch die Voraussetzung für eine auch nur denkmalpflegerische Planung wäre, bilden auch hier die Grenzen der Denkmalpflege, wie sie Karpa beschwor.

Die Tagung der Denkmalpfleger der Bundesrepublik endete in Bad Gandersheim. Ein großer Teil der bundesdeutschen Denkmalpfleger sowie die Gäste aus Österreich, der Schweiz, Italien und Jugoslawien schlossen auf Einladung der mitteldeutschen Kollegen am nächsten Tag eine dreitägige Studienfahrt zur Besichtigung von Baudenkmalern östlich des Harzes an. Der Generalkonservator der staatlichen Denkmalpflege in der DDR, der neuerdings an der Spitze der vier Ämter in Halle, Dresden, Brandenburg und Schwerin steht, Dipl.-Ing. Deiters, und der Leiter des Amtes in Halle, Dr. Wolf H. Schubert, hatten schon als unsere Gäste an der niedersächsischen Tagung teilgenommen und übernahmen nach Helmstedt die organisatorische und fachliche Führung der Exkursion. An ihr nahmen etwa 30 Mitarbeiter der genannten vier Ämter teil, die in Stendal zu uns stießen, und eine geradezu stürmische gegenseitige Begrüßung auslösten. So war das erste Erlebnis dieses gemeinsamen Unternehmens ein menschliches: Daß alte Bekannte, Kollegen und Freunde, die sich seit Jahren kannten und schätzten, drei Tage beisammen sein durften, um in den allen so stark ans Herz gewachsenen Anliegen der deutschen Denkmalpflege und der deutschen Kunstwissenschaft sich auszusprechen und voneinander zu lernen.

Denn es war zwar den Kundigen seit Jahren wohl bekannt, aber kaum der Allgemeinheit: daß die Denkmalpflege, die unsere Kollegen jenseits des Eisernen Vorhangs treiben, eine fachlich sehr gute Denkmalpflege ist. Sie pflegen ihre Denkmäler gewissenhaft, sachkundig und mit letzter Aufopferung. Sie sind es nicht, die Denkmäler abreißen; doch sie können Abbrüche ebensowenig verhindern, wie auch wir bundesdeutschen Denkmalpfleger manchmal Abbrüche nicht verhindern können. Die Aufgaben der ostdeutschen Kollegen sind schwer. Die Fahrt und auch unser Besuch sollten nicht zuletzt zum Ausdruck bringen, wie sehr wir, ihre westdeutschen Kollegen, ihre Arbeit schätzen, wie sehr wir ihnen dafür danken und wie sehr wir hinter ihnen stehen als Denkmalpfleger und als Menschen.

Der Dom zu Stendal war 1945 besonders im südlichen Querhaus sehr beschädigt worden. Dabei gingen auch Teile des Kreuzganges in Trümmer. Diese Schäden konnten behoben werden. Seit 1957 sind die während des Krieges geborgenen berühmten Farbfenster des 15. Jahrhunderts wieder angebracht worden. So präsentiert sich der Chor in seltener Geschlossenheit als ein Raunkunstwerk von höchstem Rang. Auf der Weiterfahrt von Stendal konnte an diesem Vormittag, der dem norddeutschen Backsteinbau in der Altmark gewidmet war, noch das intakte Rathaus von Travemünde kurz besichtigt werden. Dann ging es über die Elbe nach Jerichow, einer der frühesten Backsteinkirchen um 1200. Die Kirche hatte durch Artillerietreffer 1945 Schäden erlitten, 1946 brannte der westliche Klosterflügel ab. Die erst nach Gesamtenerneuerung der Dachstühle durchgeführte Rauminstandsetzung brachte die ursprünglich marmorierten Leibungen der Vierungsbögen wieder zum Vorschein und legte auch in der Apsis ein Wandgemälde der Marienkrönung aus dem dritten Viertel des 14. Jahrhunderts frei. Während die Kirche als evangelische Pfarrkirche dient, ist in dem Kloster noch eine Landwirtschaftsschule untergebracht, die durchaus geneigt ist, einige später verbaute, am Kreuzgang liegende Räume in der ursprünglichen Form wiederherzustellen.

Das zerstörte und im Stadtkern noch nicht ganz wiederaufgebaute Magdeburg beeindruckte sehr. Die beiden in einer stillen Weite stehenden großen Kirchen des Domes und der Liebfrauenkirche sind so, wie sie sich über dem Hochufer der Elbe erheben, von großartiger Wirkung, zumal wenn man sich von Osten nähert. Die romanische Liebfrauenkirche, die schwere Bombenschäden erlitt, wurde schon 1948/52 wiederhergestellt, allerdings vorläufig mit einer Flachdecke im Chor. Die Kirche wird von der reformierten Gemeinde benutzt. Auch das Kloster war im Westflügel des Kreuzganges mit der Sepultur weitgehend zerstört worden und befindet sich seit 1959 im Wiederaufbau. Das sonst gut erhaltene romanische Kloster ist als Museum bestimmt und soll auch das berühmte Reiterstandbild um 1250 vom Alten Markt aufnehmen, das zur Zeit noch im Museum steht.

Der Dom ist in über zehnjähriger Arbeit nach seinen schweren Beschädigungen wiederinstandgesetzt, eine ganz hervorragende denkmalpflegerische Leistung. Seit 1960 laufen Grabungen und Untersuchungen des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften vor dem Dom, die der Erforschung der ottonischen Pfalz dienen. Teile der Langhausfundamente des ottonischen Domes und die Westkrypta von 1004/12 konnten aufgedeckt werden. Seit 1958 werden die berühmten Figuren der klugen und törichten Jungfrauen, der Ecclesia und Synagoge sowie von Mauritius und Katharina wieder im Paradies vor dem nördlichen Querhaus aufgestellt. Ihre Besichtigung aus nächster Nähe erwies eine sehr behutsame, auch die ursprüngliche Farbgebung herausholende Restaurierung.

Im Kreuzgarten konnten die Denkmalpfleger auf dem Gerüst die berühmten Ritzzeichnungen im Putz des Obergeschosses des Ostflügels besichtigen, mit Darstellung Kaiser Ottos I. und seiner Frauen, um 1250. Sie werden gerade wieder gesichert und gefestigt.

Auch bei den folgenden Besichtigungen im Raume ostwärts des Harzes fiel auf, daß den Kircheninstandsetzungen unserer ostdeutschen Kollegen insofern etwas gemeinsam ist, daß sie in gewisser Beziehung methodisch etwa an die Restaurierung hochwertiger Plastiken eines Museums erinnern. Mit letzter wissenschaftlicher Akribie wird der ursprüngliche Zustand festgestellt und dann „soweit als möglich“ wiederhergestellt, ohne Rücksicht darauf, ob er gefällt, ob das Ergebnis ein „schönes“ Gotteshaus im landläufigen Sinne ist. Gesucht wird mit einer fast doktrinären Ehrlichkeit nur die wissenschaftliche Wahrheit: So ist es gewesen, das und das als falsche, spätere Zutat muß verschwinden, das ist spätere, aber irreparable Verstümmelung und das ist (leider) notwendige Ergänzung; man soll sie als Fremdkörper, als Nichtzugehöriges erkennen und sehen, auch wenn es weh tut. „So etwas würden uns unsere Kirchengemeinden nicht abnehmen“, meinte ein rheinischer Kollege und ähnlich äußerten sich auch Österreicher. Freilich kommt diese sachliche, intellektuelle Kühle z. B. der religiösen Grundhaltung der reformierten Gemeinden durchaus entgegen. Diese Instandsetzungen sind kunsthistorisch hervorragend und mustergültig, aber man könnte verstehen, wenn sie einer südlicheren Vorstellung kalt und fremd erscheinen. Ein Beispiel dafür ist auch die ausgezeichnet restaurierte romanische Damenstiftskirche in **D r ü b e c k**.

Wenn wir dann aber vor oder in den grandiosen mittelalterlichen Kirchen zu **Q u e d l i n b u r g** und **H a l b e r s t a d t** standen, dann überwältigte uns auch einfach die Größe dieser Architektur vom Zenit der deutschen Kaiserzeit. Gewiß wurde diese strenge Restaurierungskunst ihrem Ernst und ihrer Wucht allein gerecht. Manche von uns sahen diese Bauwerke seit Jahrzehnten zum ersten Male wieder, die meisten, darunter auch die ausländischen Kollegen, zum ersten Male überhaupt. Wir waren alle zutiefst ergriffen und beglückt, daß diese berühmten Denkmäler wiedererstanden sind und zum Teil auch ein wenig beschämt darüber, daß eine irrsinnige politische Trennung uns langsam vergessen läßt, daß unser Bestes zum Teil „drüben“ steht. Zu **Q u e d l i n b u r g** auf der Burg bekam die durch Granaten getroffene **S t i f t s k i r c h e** neue Dächer und die Turmhelme von 1880 wurden durch schlichte Zeldächer ersetzt. Die südliche Chorschranke wurde unter Verwendung alter Stuckteile wieder eingebaut und so konnte im südlichen Querschiff-Flügel eine Teppichkammer eingerichtet werden, in der nun die einmaligen Knüpfteppeiche der Äbtissin Agnes (um 1200) museal aufgestellt sind. Sie waren vorher in Halle restauriert worden. – Die Stiftskirche **S t. W i p e r t i** unten in der Stadt wurde 1955/58 als katholische Pfarrkirche wiederhergestellt. Der Bau des 11. und 12. Jahrhunderts war schon im 19. Jahrhundert profaniert worden und diente bis 1950 als Scheune. Die Kirche mit ihrer Krypta um 1020 zeigt nun wieder ihre romanische Raumform, nachdem ein Teil der südlichen Seitenschiffswand und des Hochgadens erneuert und die Arkadenpfeiler an Sockeln und Kämpfern ergänzt worden waren.

Das Wiedersehen mit dem erhöhten Stadtkern von **H a l b e r s t a d t**, wo der gotische Dom und die romanische Liebfrauenkirche nun nach schwersten Kriegsschäden wieder erstanden und gleichsam Zwiesprache halten über der geradezu biedermeier-

lichen Stille einer scheinbar entleerten Stadt, war für den Berichterstatter einer der stärksten Eindrücke der Tagung. Die romanische Liebfrauenkirche, im Äußern ein Bau von seltener Reinheit des Stils, steht wieder nach Wiederherstellung ihrer besonders schwer getroffenen Bauglieder, nämlich des Nordwestturms und des Chors mit Apsis. Die Wandbilder von 1840 wurden aufgegeben, nachdem der Verputz nicht mehr gehalten werden konnte, was sicherlich einen Gewinn für den Raum bedeutet. Dasselbe gilt für den Wegfall der Orgelempore von 1880. Seit 1958 wird der Stuck der Chorschranken gesichert und seit 1960 die romanische farbige Fassung freigelegt. – Auch der von fünf Sprengbomben getroffene Dom, der dabei die Gewölbe über dem Chor und dem westlichen Seitenschiff verloren hatte und dessen südwestlicher Vierungsfleiser zertrümmert wurde, steht. – Für den Kunsthistoriker ein besonderes Erlebnis war die Besichtigung der 1938 von Erich Meyer schon einmal aufgestellten Schatzkammer, die nun unter Dr. Bellmann unter Einbau zweier Gewandkammern zusammen mit den Teppichen aus dem hohen Chor zu einer Art Dommuseum zusammengefaßt wurde. Vorzüglich aufgestellt und gegliedert, muß es den bedeutendsten Sammlungen dieser Art zugerechnet werden. Bedauerlicherweise ist der von Erich Meyer begonnene Katalog nicht mehr erschienen. Der großartige Bestand enthält u. a. Gewänder mit seltenen frühen italienischen Stoffen und romanische Möbel, die den meisten Kollegen unbekannt waren. Die Fülle und Qualität der mittelalterlichen Goldschmiede- und Metallarbeiten, der Holz- und Elfenbeinskulpturen, aber auch der Bilder und Wirkteppiche überwältigte.

Den meisten Teilnehmern war die Stiftskirche von G e r n r o d e unbekannt. Wenn sie auch nicht instandgesetzt werden mußte, so regte sie doch zu einer Erörterung an, wie man hier eine Instandsetzung künftig durchführen soll und ob man dann die Zutat des 19. Jahrhunderts beseitigen dürfe, nachdem die Restaurierung von 1858/66 unter Quast und Hummel heute als eine Inkunabel guter Denkmalpflege des 19. Jahrhunderts angesprochen wird.

Den abschließenden Höhepunkt der gemeinsamen Reise bildete am Nachmittag des dritten Tages die Besichtigung des Domes von N a u m b u r g. Dr. Wolf H. Schubert, der gemeinsam mit den Architekten Dr. Schuster und Dr. Berger vom Hallenser Institut für Denkmalpflege die Restaurierungen in dem Gebiet geleitet hatte und uns vorführte, erklärte am Eingang seiner Führung im Naumburger Dom, er freue sich, daß die letzte Besichtigung einer Baustelle, und zwar mitten im Zustand denkmalpflegerischen Werkens gelte. Seit 1961 hat eine Gesamtinstandsetzung des Domes, der von Kriegsschäden verschont geblieben, begonnen, wobei an die 1930 im Westchor angelaufenen Maßnahmen angeknüpft wurde. Gleichzeitig läuft eine planmäßige Grabung an, die Wolf Schuberts Sohn, Dr. Schubert, leitet. Sie hat die Lage und den Grundriß der beiden Vorläufer des heutigen, spätromanischen Domes weitgehend geklärt.

Die Tagung löste sich dann in Leipzig auf, nachdem der dortige Kulturklub den Gästen aus der Bundesrepublik und dem Ausland einen Empfang gab. Viele Teilneh-

mer besichtigten anschließend noch die instandgesetzte Thomaskirche unter Führung von Frl. Dr. E. Hütter, manche fuhren noch am selben Abend zurück, manche schlossen am anderen Tag eine Besichtigung der Dresdner Denkmäler an.

Der Berichterstatter konnte in seinen Dankesworten in Leipzig zusammenfassend wiederholen: Daß wir alle sehr erfreut der Einladung zur Besichtigung der von unseren Kollegen betreuten Denkmäler gefolgt sind, daß wir alle sehr positiv beeindruckt wurden von dem, was wir an denkmalpflegerischen Leistungen sahen, daß diese gemeinsame Fahrt aus menschlichen wie fachlichen Gründen dringend notwendig war und daß wir uns freuen auf eine Wiederholung, vielleicht schon im nächsten Jahr zur deutschen Denkmalpflegertagung im Rheinland, wozu wir schon jetzt die Kollegen einladen.

Heinrich Kreisel

REZENSIONEN

Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Band 45 und 46. Basel (Birkhäuser) 1961: Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen, Band III, Die Stadt St. Gallen, 2. Teil; das Stift. Von Erwin Poeschel. 392 Seiten mit 332 Abbildungen und 2 Tabellen. – Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band IV, Die Kirchen, Klöster und Kapellen, 2. Teil: St. Katharinen bis St. Nikolaus. Von François Maurer. 396 Seiten mit 448 Abbildungen und 2 Tabellen.

Seitdem vor 34 Jahren Linus Birchler den ersten Band der „Kunstdenkmäler der Schweiz“ (Kanton Schwyz, Einsiedeln) herausbrachte, sind die bekannten schwarzen Leinenbände auf die stattliche Zahl von 46 angewachsen und haben damit knapp die Hälfte der veranschlagten Menge erreicht. Die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte hat diese großartige Leistung dadurch noch staunenswerter gemacht, daß sie die Bände in relativ hoher Auflage druckte und so – z. T. sogar durch Neuauflagen – fast sämtlich käuflich verfügbar hält. Wir verzichten hier auf eine auch nur andeutende Diskussion der wissenschaftlichen Ergebnisse der neuen Bände und geben stattdessen einen kurzen Überblick über Inhalt und Aufbau und streifen dabei einige editorische Probleme.

E. Poeschel, durch seine sieben Graubündner Inventarbände bekannt, legt nun den 2. Teil der Stadt St. Gallen vor, der allein dem Kloster gewidmet ist. Er behandelt hier, unter vielem anderen, zwei Werke allerersten Ranges, den karolingischen Plan und die spätbarocke Kirche, was schon allein besonderes Interesse hervorruft. Im ersten Teil werden die Vorgängerbauten von Kirche und Kloster bis 1755 dargestellt. Der Text gibt sich inventarmäßig knapp, enthält aber ein dankenswertes Résumé der verzweigten Literatur bis zum Erscheinungsdatum, was – mit 20 Seiten allein über den Klosterplan – den herkömmlichen Rahmen fast schon sprengt. Gozbertmünster und Otmarskirche sowie die weitere Baugeschichte der Kirche und des Klosters findet man übersichtlich auf insgesamt 100 Seiten behandelt. Der umfangreichere zweite Teil ist den bestehenden Barockbauten und ihrer Ausstattung gewidmet; zur Baugeschichte